

**„Interkulturalität im Programm“
Landesfachtagung Interkulturelle Kulturarbeit am 07.11.2013
im Theaterhaus in Stuttgart**

Am Donnerstag, 7. November 2013 fand im Theaterhaus in Stuttgart die Landesfachtagung Interkulturelle Kulturarbeit statt, mit dem Schwerpunkt „Interkulturalität im Programm“. Die Tagung wurde im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg vom Forum der Kulturen Stuttgart e. V. organisiert. An der ganztägigen Fachtagung nahmen mehr als 100 Fachleute aus dem kulturellen Sektor in Baden-Württemberg teil. Nach der Begrüßung durch Frau Ministerialdirigentin Dr. Claudia Rose übernahm Gabriela Schmitt vom Düsseldorfer Institut für soziale Dialoge die Moderation des Tages.

Begrüßung durch Frau Ministerialdirigentin Dr. Claudia Rose

Claudia Rose erklärte nach grüßenden Worten an alle Beteiligten, dass die Landesfachtagung Teil des Landesprogramms „Interkulturelle Qualifizierung im Kulturbereich“ sei, das im Auftrag des Kunstministeriums vom Forum der Kulturen seit Herbst 2012 durchgeführt wird.

Sie berichtete, dass das Ministerium seit einigen Jahren interkulturelle Kulturarbeit fördert. Die Empfehlungen des Landeskunstbeirats (2009) und der vom Landtag einstimmig verabschiedeten Kunstkonzeption „Kultur 2020. Kunstpolitik für Baden-Württemberg“ des Landes (2010) sind wichtige konzeptionelle Grundlagen der Förderarbeit. Das wichtigste Förderinstrument des Ministeriums sei seit 2011 der neue „Innovationsfond Kunst“, in welchem eine spezielle Förderlinie für interkulturelle Kulturarbeit angelegt sei. Claudia Rose erklärte, dass das Ministerium bemüht sei, die finanzielle Unterstützung der interkulturellen Kulturarbeit auch in den nächsten Jahren aufrecht zu erhalten, damit interkulturelle Kulturinitiativen vor Ort gefördert würden, die interkulturelle Öffnung im Kulturbereich unterstützt werde, eine Vernetzung der Akteure stattfinden könne und die interkulturelle Qualifizierung von Multiplikatorinnen und Multiplikatoren ermöglicht werde.

Zum Schluss ihrer Begrüßung betonte Claudia Rose, dass die Themen der Fachtagung spannend und vielseitig seien und dass dadurch aufgezeigt würde, wo man konzeptionell bei der Bearbeitung des Themas „Interkulturelle Kulturarbeit“ stünde.

Interkulturelle Kulturarbeit im Rahmen des Förderprogramms „Kunst und Integration“ der Nachhaltigkeitsstrategie des Landes Baden-Württemberg

Anja Hill, Zentrum für Kulturforschung, Bonn

Anja Hill erklärte zu Beginn ihres Vortrages, dass das Zentrum für Kulturforschung in Bonn mit der wissenschaftlichen Begleitung des Förderprogrammes vom Land betraut worden sei.

Zunächst erläuterte die Vortragende einige Fakten zum evaluierten Förderprogramm „Kunst und Integration“. Innerhalb dieses Programms wurden 17 Kooperationsprojekte gefördert, die alle unterschiedliche Schwerpunkte hatten. Dabei banden rund die Hälfte der Projekte neben kulturellen Orten auch nicht-kulturelle Räume wie Religionsgemeinschaften ein, um auch an alltäglichen Orten Migrantinnen und Migranten zu erreichen.

Neben der Vorgabe der Kooperation war auch die interkulturelle Öffnung ein grundlegendes Ziel des Förderprogrammes. Die Verantwortlichen der Projekte wurden unter anderem gefragt, ob und wie viele Migrantinnen und Migranten in den jeweiligen Projekten mitarbeiten würden. Die Studie ergab, dass nur in 38 % der Projekte mindestens 1 Person mit Migrationshintergrund festangestellt war. Allerdings beteiligten sich insgesamt in ca. 87 % der Projekte Personen mit Migrationshintergrund.

Anja Hill berichtete, dass auch das Thema Vermittlung eine große Rolle innerhalb des Förderprogrammes spielte. Nur 2 Projekte banden keine Vermittlungspersonen in ihre Projektarbeit ein.

Der Vergleich mit der Infrastrukturerhebung „Lernort oder Kulturtempel“, in welcher klassische Kultureinrichtungen in den Jahren 2008 - 2010 auf ihr Bildungsangebot hin untersucht wurden, zeigte, dass Kultureinrichtungen, die migrantisches Personal beschäftigten, folglich auch erfolgreicher Personen mit Migrationshintergrund als Zielgruppe erreichen konnten.

Mehr als die Hälfte der Vermittlerinnen und Vermittler innerhalb der geförderten Projekte konnten bereits interkulturelle Erfahrungen aufbringen. Anja Hill betonte, dass es zudem auffällig gewesen sei, dass ein hoher Anteil der Projekte Schulungen und Weiterbildungen für Beteiligte anbot, welche oft interkulturelle Themen behandelten oder interkulturelle Kompetenzen stärkten.

Im Rahmen des Projektes seien die Verantwortlichen auch nach der Zufriedenheit mit dem Projekt gefragt worden. Sehr zufrieden waren dabei vor allem die Verantwortlichen der Projekte, welche migrantisches Personal in ihre Arbeit eingebunden haben. Daraus lassen sich laut Anja Hill möglicherweise strukturelle Merkmale ableiten, die insgesamt zu einer höheren Zufriedenheit innerhalb der Projekte führen könnten.

Auch die Frage, welche Zielgruppen mit den geförderten Projekten erreicht wurden, spielte innerhalb der Studie eine Rolle. Die Übersicht zeigte, dass alle Projekte den Fokus auf migrantische Bevölkerungsgruppen als Zielgruppen legten und 40 % der Projekte ihre Ziele vorrangig auf das Erreichen der Zielgruppe der Migrantinnen und Migranten anlegte. Es zeigte sich, dass nur 1/3 der Projekte tatsächlich mehr als 50 % Personen mit Migrationshintergrund erreichen konnte. Anja Hill betonte, dass das mit dem Ergebnis der Auswertung der repräsentativen Bevölkerungsumfrage „Interkulturbarometer“ aus dem Jahr 2011 übereinstimme, welches zeigte, dass vor allem die klassischen Kultureinrichtungen kaum Migrantinnen und Migranten als wiederkehrende Besuchende binden können.

Die Projektleitenden wurden zudem gefragt, ob sie bei der Zielgruppenansprache bestimmte Herkunftsländer mehr berücksichtigten. Das Ergebnis zeigte, dass 14 Projekte den Fokus auf spezielle Länder legten. Dieser wurde vor allem auf Personen türkischer Abstammung gelegt. Anja Hill berichtete weiter, dass die meisten Projekte für Erwachsene und Jugendliche angelegt waren. Weniger als 40 % der Projekte banden Kinder ein. Ein größerer Teil der Projekte richtete sich intergenerativ an verschiedene Altersgruppen.

Die Verantwortlichen der Projekte wurden auch zum Thema Zielgruppenansprache nach ihrer Zufriedenheit befragt. Die Studie zeigte, dass Projekte, die ihren Fokus auf Zielgruppen mit Migrationshintergrund legten, insgesamt zufriedener mit dem Projekt waren.

Die Studie fragte zudem nach dem Austausch mit den Kooperationspartnern innerhalb der einzelnen Projekte. Alle Projektleiter gaben an, Netzwerktreffen durchgeführt zu haben, jedoch nicht immer mit allen Beteiligten. Die Zufriedenheitsbefragung der Projektleitenden ergab, dass die Projekte, welche Austauschtreffen mit allen Beteiligten durchgeführt haben, insgesamt zufriedener mit dem Verlauf des Projekts waren.

Im nächsten Abschnitt ihrer Präsentation ging Anja Hill auf die inhaltliche Projektgestaltung ein. Die Ergebnisse der Studie zeigten, dass der Fokus der Vermittlung bei den meisten Projekten auf der Sensibilisierung für poly- und interkulturelle Themen lag, auf der Wahrnehmung der kulturellen Diversität und des interkulturellen Miteinanders und auf dem daraus notwendig werdenden Dialog. Transkulturelle Ansätze wurden nur von etwa 1/3 der Modellprojekte aufgegriffen.

93 % der Projekte haben außerdem biographische Erfahrungen von Migrantinnen und Migranten in ihre Arbeit aufgenommen oder sich allgemein mit dem Thema der Migration beschäftigt. Die Zufriedenheitsumfrage der Projektverantwortlichen zeigte, dass Projekte, die biographische Erfahrungen aufgriffen, besser bewertet wurden. Projekte, die sich mit dem Thema Migration beschäftigten, wurden allerdings eher negativer beurteilt, was eine gewisse Müdigkeit bei der Beschäftigung mit der Thematik vermuten lässt.

Anja Hill stellte fest, dass es in der Praxis mit dem Themenfeld „Kunst und Integration“ bestehende Unsicherheiten gibt. Die Projekte innerhalb des Förderprogramms wurden jedoch von den Beteiligten insgesamt positiv bewertet. Besonders positiv wurde dabei die Zusammenarbeit mit den jeweiligen Projektpartnern beurteilt.

Aus den Ergebnissen der Befragung leitete Anja Hill schließlich folgende Handlungsempfehlungen für die Zukunft ab:

- Mehr Unterstützung für Kulturakteure in der Zusammenarbeit mit Laienstrukturen wie Ehrenamtlichen oder Vereinen

- Mehr Ausgewogenheit bei der herkunftslandbezogenen Zielgruppenansprache und Themen, die sich auf das ganze Spektrum der Herkunftsländer der Migrantinnen und Migranten in Baden-Württemberg ausrichten sollten
- Mehr Erkenntnisse zu einer erfolgreichen Ansprache migrantischer Zielgruppen im Kulturbereich sammeln
- Mehr Personalressourcen bei großen Partnernverbänden für gemeinsame Netzwerkgruppen einplanen
- Mehr Erprobung zum Einsatz von transkulturellen Ansätzen und entsprechende Schulung von Vermittlerinnen und Vermittlern

„Shifting Cultures“

Chris Torch, Intercult, Stockholm, Sweden

(Die Power Point Präsentation zum Vortrag von Chris Torch ist beigefügt.)

Chris Torch erklärte zu Beginn seines Vortrages, dass eine unserer größten Herausforderungen der Umgang mit Menschen sei, die nicht dieselbe Sprache wie wir selbst sprechen, und sich dadurch nicht genügend mitteilen könnten.

Anhand des Beispiels seines Freundes, einem Roma, erläuterte Chris Torch die Schwierigkeit, auch ohne die Sprache zu kommunizieren und wie leicht Menschen aufgrund ihrer Unfähigkeit, eine bestimmte Sprache sprechen zu können, ausgegrenzt und stigmatisiert würden.

Chris Torch brachte auch seine eigene Familiengeschichte in den Vortrag ein und erklärte anhand seines Großvaters, der aus Italien kam, aber lange in den USA lebte, wie dieser versuchte, mit seinen „zwei Identitäten“ umzugehen.

Nach einigen Fakten zu seiner Organisation *Intercult* ging Chris Torch auf die Bedrohungen und Herausforderungen ein, mit denen wir Menschen gegenwärtig und zukünftig umgehen müssen. Er erwähnte unter anderem die zurückgehende demokratische Teilhabe, die fortschreitende Globalisierung, die vorherrschende Angst vor Einwanderung und das Misstrauen in die Politik. Chris Torch stellte daraufhin die Frage, was eine angebrachte kulturelle Reaktion auf all diese Herausforderungen sei. Seine eigene Antwort darauf sei, unsere interkulturelle Kompetenz stetig weiter zu entwickeln.

Es sei wichtig, die kulturellen Verschiedenheiten in unserer Gesellschaft hervorzuheben und nicht alles weiter zu vereinheitlichen, was mehr und mehr geschieht. Der Dialog zwischen den Kulturen sei dabei unerlässlich. Wir dürften nicht nur mit „Unseresgleichen“ reden und interagieren.

Chris Torch stellte die Frage, was interkulturelle Kompetenz eigentlich ist. Für ihn bedeutet dies, zu lernen, flexibel und offen gegenüber Anderem zu sein und sich stets selbst zu erweitern. Die Menschen müssen fähig sein, Änderungen zuzulassen.

Der Referent ging weiterhin auf die Funktion von Migration ein. Er betonte, dass die zunehmende Migration viele Ängste an die Oberfläche bringen würde, die auch nicht ignoriert werden dürften, sondern mit denen man umzugehen lernen müsse. Alle Betroffenen der Migration, also sowohl die Ansässigen als auch die Ankommenden, reagierten zu oft mit Rückzug. Das Ziel müsse eine Atmosphäre ohne Angst sein.

Interkulturalität bedeute daher gegenseitige Transformation. Jeder müsse bereit sein, sich im Miteinander mit anderen Kulturen zu verändern.

Chris Torch betonte, dass jeder von uns verschiedene Identitäten hat: angeborene Identitäten, auferlegte Identitäten, von außen eingeblendete (vorgestellte) Identitäten und vielfache Identitäten, die miteinander agieren. Zusammengefasst hätte jeder von uns zahlreiche Identitäten, die je nach Kontext variieren können und niemals einen Menschen im Ganzen definierten.

Die Grundlagen unserer Gesellschaft sieht Chris Torch bei den alten Griechen, die sich in Amphitheatern trafen, um über Themen zu sprechen und sie weiter zu entwickeln. Dies sei laut dem Referenten ein demokratischer Prozess, welcher den essenziellen Aspekt unserer Weiterentwicklung bilde.

Anhand der Geschichte eines Freundes aus Italien, der ursprünglich aus dem Senegal kam, erläuterte Chris Torch, wie wichtig die Herausforderung sei, den „Kreis wieder herzustellen“, das heißt ein ebenbürtiges Miteinander der Kulturen zu erschaffen, in dem sich jeder engagiert. Wir müssten außerdem aufhören, Menschen nach ihrem ethnischen Hintergrund zu definieren, sondern uns anschauen, was sie tun und wie sie leben.

Der Theatermacher Peter Brooke hätte die Idee gehabt, dass die einzelnen unterschiedlichen Personen seiner interkulturellen Theatergruppe zusammenarbeiten und zusammenwachsen sollten, die sich, wie Bakterien im Joghurt, zu einer reichhaltigen, geschmackvollen Mischung verbinden.

Im Folgenden stellte Chris Torch ein paar zentrale Fragen und Fakten für die interkulturelle Arbeit in den Raum:

1. Welche Räume werden gebraucht?

- kulturelle Räume
- öffentliche Räume
- digitale Räume
- Schulen und Arbeitsräume

2. Welche Kompetenzen müssen entwickelt werden?

- Training
- praktische Erfahrungen
- soziale Kompetenzen
- Empathie

3. Welche Netzwerke werden benötigt?

- Lokale Communities
- internationale Projekte
- nationale Projekte

4. Ressourcen werden benötigt.

- Investitionen in Projekte
- Ressourcenzentren, wo jeder Zugang zu sämtlichen Ressourcen hätte (technische Kompetenzen, Training, kommunikative Kompetenzen...)

Geteilter Raum ist laut Chris Torch unerlässlich für den interkulturellen Dialog. Wir hätten zahlreiche kulturelle Räume, aber unsere klassischen kulturellen Institutionen müssten neu erfunden und überdacht werden, da sie sich an ein zu kleines und eingeschränktes Publikum richteten. Dazu stellte Christ Torch vier Faktoren vor, die bei der Neuerfindung dieser Institutionen bedacht werden müssen:

- Programm: relevant?
- Publikum: Entwicklung, Zielgruppen
- Bildung: Schulen, Training, Praxis
- Ermächtigung; Stellen, Gremien, Räte, Finanzen (mehr Migrantinnen und Migranten müssten auf Schlüsselpositionen wirken).

Unerlässlich sei außerdem die Partizipation der Migrantinnen und Migranten an dieser Neuerfindung. Denn das zu erreichende und gewünschte Publikum müsse gefragt werden, was ihnen gefallen würde.

Laut Chris Torch seien weiter internationale Impulse wichtig. Man müsse untereinander Netzwerke aufbauen, Co-Produktionen durchführen und sich gegenseitig besuchen.

Ein wichtiger Teil der interkulturellen Arbeit sei außerdem die Politik, es gebe mehrere mögliche Schauplätze, an denen interkulturelle Arbeit stattfinden kann:

- Bildung: Kinder und Jugendliche
- Medien und Publikum
- Kompetenz zur Mobilität
- Unterstützung von schon existierenden Veranstaltungen und Organisationen
- Städtische Umgebung: Communities
- Interkulturelle Arbeitsorte
- Kompetenzen müssen geteilt und weitergegeben werden
- Beziehungen zum Publikum verbessern.

Zum Ende seines Vortrages betonte Chris Torch, dass er sich sicher sei, dass wir die nötigen Fähigkeiten und Instrumente hätten, um mit den Herausforderungen unserer interkulturellen

Gesellschaft zurecht zu kommen. Das wichtigste sei jedoch, Empathie gegenüber unseren Mitmenschen zu empfinden und zu zeigen, dann würden die ersten Türen in die richtige Richtung geöffnet werden.

Vier Arbeitsgruppen zu Einzelthemen interkultureller Programmgestaltung anhand konkreter Praxisbeispiele

Arbeitsgruppe 1: "Interkulturalität und Partizipation" am Beispiel des Prozesses der interkulturellen Öffnung der sechs Stuttgarter Theater von „Made in Germany“

Mit: Jule Koch vom Staatstheater Stuttgart und Rolf Graser vom Forum der Kulturen Stuttgart e. V.

In der Arbeitsgruppe 1 wurde über das Thema Partizipation im Programm diskutiert. Rolf Graser stellte zu Beginn einige leitende Fragestellungen heraus:

- Wer stellt das Programm in den Theatern zusammen? Wird von der Intendanz ein Programm für Migrantinnen und Migranten zusammengestellt oder werden Migrantinnen und Migranten aktiv in die Programmgestaltung einbezogen?
- Wie kann eine Partizipation von Migrantinnen und Migranten in der Programmgestaltung aussehen?
- Was verändert sich am Programm, wenn eine Partizipation stattfindet?
- Werden mit so einer Partizipation nicht neue Fragen nach der Kunstfreiheit und der Programmhoheit der Intendanz hervorgerufen?

Nachdem sich alle Beteiligten der Arbeitsgruppe vorgestellt hatten, berichtete Jule Koch vom Verlauf des Theater-Projektes „Made in Germany“.

Sie betonte zunächst, dass man in Bezug auf das Projekt sicherlich nicht von einer vollständig gelungenen Partizipation sprechen könne, dass allerdings seit nun schon drei Jahren ein Prozess der zunehmenden Partizipation voran schreite und sich über die Dauer des Prozesses auch erste Erfolge ausmachen lassen.

Jule Koch berichtete, dass 2011 das 2. Interkulturelle Theaterfestival „Made in Germany“ stattgefunden hätte, in welchem sechs Stuttgarter Theater (Theaterhaus Stuttgart, JES, Studiotheater, Theater am Faden, Schauspiel Stuttgart und das FITZ!) Produktionen aus ganz Deutschland zu den Themen der Einwanderungsgesellschaft nach Stuttgart eingeladen hätten. Die sechs Theater bildeten einen Arbeitskreis, in dem das Festival gemeinsam konzipiert wurde. Frau Koch betonte, dass die Auswertung des damaligen Festivals gezeigt hätte, dass es bis zu einer wirklichen Teilhabe von Migrantinnen und Migranten noch ein langer Weg sei. Denn die Vorführungen waren lang nicht so gut besucht wie erwartet, auch hätte sich die Zusammensetzung des Publikums nicht im gewünschten Umfang verändert. Zudem hätte die Partizipation der

Vereine auch nur in kleinem Maße stattgefunden, da man zwar versucht hätte, über diese Werbung für das Festival zu machen und zusätzliche Workshops anzubieten, dies aber zu keiner großen Nachfrage geführt hätte.

Aufgrund dieser eher negativen Bilanz wurde nach dem Festival ein Treffen organisiert, in dem sich Vertretende der Vereine und Vertretende der Stuttgarter Theater kennen lernen und über ihre Erwartungen sprechen sollten. Dieses Treffen rief jedoch gerade aufgrund der unterschiedlichen Erwartungshaltungen und Bedürfnisse Missverständnisse und Konflikte hervor.

Jule Koch berichtete weiter, dass nach der Auswertung dieses Treffens ein Fachgespräch mit Ruud Breteler stattgefunden hätte, an welchem sowohl Vertretende der Stuttgarter Theater als auch Vertretende der migrantischen Vereine beteiligt gewesen wären. Diese Veranstaltung wäre sehr inspirierend gewesen und hätte alle Beteiligten nach vorne gebracht.

In Folge dieses Fachgespräches wären zwei Ideen entstanden: die Einrichtung einer Bürgerjury für das 3. Interkulturelle Theaterfestival „Made in Germany“ im Jahr 2013 und die Konzeption einer Veranstaltungsreihe „Made in Stuttgart“.

Die Veranstaltungsreihe „Made in Stuttgart“ („Typisch Türkisch“, „Typisch Westafrikanisch“ und „Typisch Italienisch“) griff die Idee von Ruud Breteler am Theater Zuidplein in Rotterdam auf, zunächst monokulturelle Festivals für die jeweiligen Migrantengruppen anzubieten.

Aufgrund fehlender finanzieller Mittel und einer immer noch ungenügenden Einbeziehung der migrantischen Vereine in der Vorbereitung, hätten diese Veranstaltungen jedoch auch nicht den erwünschten Erfolg gebracht, innerhalb der Communities allerdings zu einem gewissen „Aufmerken“ geführt: es wurde wahrgenommen, dass Aktivitäten der Communities ernst genommen werden und auch auf Bühnen von Stuttgarter Theatern gezeigt werden konnten.

Die Einrichtung der Bürgerjury für das Theaterfestival verlief laut Jule Koch erfolgreich. Sie setzte sich aus Personen zusammen, die repräsentativ für die Zusammensetzung der Stuttgarter Gesellschaft waren. Nach dem Besuch und Sichten vieler Theaterproduktionen konzipierte diese Jury in mehreren Treffen das Programm für das diesjährige Festival „Made in Germany“. Die Auswahl der Stücke wurde dann den teilnehmenden Stuttgarter Theatern vorgestellt, welche die Stücke größtenteils annahmen und auf ihre Häuser verteilten.

In Bezug auf die Tatsache, dass migrantische Theaterstücke nicht selten von den Theatern abgelehnt werden, wurde festgestellt, dass diese meistens als Volkstheater empfunden werden und daher als nicht in das sonstige Programm passend betrachtet werden.

Dem Bericht Jule Kochs folgte eine rege Diskussion, in der vor allem folgende Themen angesprochen wurden:

- Ist es besser, einen zentralen Ort zu finden, wo sich die unterschiedlichen Kulturen auch vermischen und vernetzen können? Dafür könnte zum Beispiel ein „Haus der Kulturen“ gut sein. Damit erreicht man unter Umständen aber nicht,

dass die schon bestehenden Theaterhäuser Migrantinnen und Migranten als Publikum gewinnen.

- Ist es nicht besser, statt punktuell stattfindenden Festivals lieber dauerhaft Produktionen in das Programm der Theater aufzunehmen und damit eine Selbstverständlichkeit der Partizipation zu erzeugen? Dazu gehört auch, Migrantinnen und Migranten dauerhaft in die Ensembles aufzunehmen.
- Zentrale Frage der Thematik: Wie erreicht man eine wirkliche Partizipation, so dass Einrichtungen wie das Forum der Kulturen irgendwann überflüssig werden?
- Gibt es Grenzen der Partizipation? Wer entscheidet über die „Qualität“ der Stücke? Auseinandersetzung mit Interkulturalität muss ohne Qualitätskontrolle und Naserümpfen stattfinden. Viel wichtiger sind Begegnungen der Kulturen und die daraus entstehenden Netzwerke.
- Interkulturalität betrifft immer mehrere Seiten. Man sollte aufhören, in den Raster „Wir“ und „die Anderen“ zu denken. So schafft man nur unnötige Barrieren, die nicht überwunden werden können.
- Die Berechtigung bzw. Notwendigkeit monokultureller Festivals wurde kontrovers diskutiert: Ist es tatsächlich problematisch, wenn Migrantinnen und Migranten etwas für die eigene Kulturgruppe organisieren? Ist es rückschrittlich oder aber für das Empowerment einer Community sogar hilfreich, wenn bei einer Veranstaltung „Kulturen unter sich“ bleiben, wenn beispielsweise ein türkisches Festival nur von türkischstämmigen Menschen besucht wird? Bedeuten monokulturelle Festivals der Ausstieg oder aber vielleicht doch der Einstieg in ein neues interkulturelles Verständnis bzw. Interesse an kulturellen Aktivitäten?
- Die gängige Praxis der Projektarbeit wurde hinterfragt. Ist es nicht sinnvoller, zentrale Häuser der Ressourcen zu etablieren, wo professionelle Unterstützung angeboten wird? Denn die Qualität von migrantischen Theatergruppen ist oft nicht schauspielerisch schlechter, sondern es mangelt an den technischen und organisatorischen Rahmenbedingungen.
- Die Gefahr der Stigmatisierung ist bei der Beschäftigung mit Interkulturalität allgegenwärtig. Indem man etwas Gutes macht und spezielle Angebote für Migrantinnen und Migranten organisiert, grenzt man diese Gruppen oft unbewusst noch mehr aus. In diesem Zusammenhang ist es angebracht, sich über den Sinn des Wortes „Interkulturalität“ Gedanken zu machen. Der Titel des Theaterfestivals „Made in Germany“ ist daher sehr gut, da er keine Andersartigkeit, sondern eine selbstverständliche Zugehörigkeit suggeriert.
- Visionen für die Zukunft: Wie erreicht man eine Veränderung?
Vorschläge: Dauerhaftes Einbinden von Migrantinnen und Migranten im Ensemble, „kulturelles Erbe“ in Deutschland neu definieren, neue Narrative finden,

schon Jugendliche müssen für die Thematik sensibilisiert werden, Stereotype im Theater müssen aufgebrochen werden.

- Wahrnehmung der Tatsache, dass auch viele „Deutsche“ das kulturelle Angebot nicht nutzen. Kulturelles Interesse hängt nicht mit der Herkunft, sondern mit der Bildung zusammen.

Im Laufe der Diskussion brachten sich alle Beteiligten mit Beispielen aus ihrer eigenen Arbeit ein. So berichtete beispielsweise Ingrid Wolschin, Geschäftsführerin des Karlstorbahnhofs in Heidelberg, von der Zusammenarbeit mit einem iranischen Regisseur, aus der mit der Zeit eine zunehmende Vernetzung mit der iranischen Gemeinschaft gewachsen sei.

Christian Marten-Molnár, freier Regisseur in Heilbronn, brachte das Projekt „Wohnzeit“ aus Heilbronn ein, in welchem Migrantinnen und Migranten zu ihrem täglichen Leben in der Stadt befragt wurden. Aus den Ergebnissen wurde ein Theaterprogramm zusammengestellt, das zwar keine „Hochkultur“ gewesen sei, aber eine Begegnung der Kulturen ermöglicht hätte.

Die Arbeitsgruppe kam abschließend zu dem Fazit, dass es kein Patentrezept für eine gelungene Partizipation von Migrantinnen und Migranten im Theater gebe. Es sei jedoch äußerst wichtig, sich nicht von der Angst etwas falsch zu machen, hemmen zu lassen und daher nichts zu tun. Nur wenn man immer wieder etwas Neues ausprobieren und etwas wagen könne, könne man in Zukunft in dieser Thematik vorankommen. Die kulturellen Einrichtungen in Deutschland müssten sich der Realität der multikulturellen Gesellschaft stellen und diese auch in ihrem Programm widerspiegeln.

Arbeitsgruppe 2: „Auswirkungen von kommunalen Handlungskonzepten interkultureller Kulturarbeit auf die Programmwirklichkeit“ – am Beispiel der Stadt Mannheim

Mit: Sabine Schirra, Kulturredirektorin Mannheim

Frau Schirra stellte das „Handlungskonzept Interkulturelle Kulturarbeit“ der Stadt Mannheim vor. Dieses wurde im partizipativen Prozess vom „Netzwerk Interkultur“, bestehend aus 24 Personen unterschiedlichster Herkunft (öffentliche Institutionen, Künstlerinnen und Künstler, NGO's) erarbeitet. Die Basis bildeten Ergebnisse und Reflexionen aus der Stadtteilarbeit sowie Fachforen und Fachtage. Das Papier wurde 2007 vom Gemeinderat verabschiedet. Daneben wurden im gleichen Jahr „Leitlinien zur Kulturarbeit“ entwickelt, die Selbstbild und Handlungsmaximen genauer definieren.

Das „Handlungskonzept Interkulturelle Kulturarbeit“ hat insbesondere folgende Ziele:

- interkulturelle Kulturarbeit in den Kultureinrichtungen verankern; den Menschen mit Migrationshintergrund den Zugang in die Kultureinrichtungen erleichtern und ihnen Teilhabe an den Kulturangeboten ermöglichen
- die Vielfalt der in Mannheim lebenden Kulturen, Künstlerinnen und Künstler anerkennen und fördern
- die interkulturelle Kompetenz der Veranstalter und Besuchenden von kulturellen Angeboten stärken
- auf einer weiteren Ebene soll Migration Mainstreaming auch die inhaltliche Auseinandersetzung mit Einwanderungsprozessen in Kunst und Kultur fördern
- Migrantinnen und Migranten bei der Personalpolitik und Personalplanung stärker berücksichtigen.¹

Es sollen auf folgende Kernfragen Antworten gefunden werden:

- Wie lässt sich der Zugang zu den öffentlich getragenen Kultureinrichtungen von Menschen mit Migrationshintergrund verbessern?
- Wird die kulturelle Eigentätigkeit von Künstlerinnen und Künstlern mit Migrationshintergrund anerkannt, gefördert und präsentiert?
- Wie können sich Dialoge zwischen den verschiedenen Kulturen in der Stadt entwickeln?
- Wie kann die Mehrheitsgesellschaft einen besseren Zugang zu den Kulturen der Migrantinnen und Migranten erhalten?
- Wie können die verschiedenen „Communities“ erreicht werden?
- Wie kann sichergestellt werden, dass das Handlungskonzept gelebt wird (d. h. die Ziele umgesetzt werden, wer kümmert sich darum)?²

Für die Kultureinrichtungen eröffnen sich notwendigerweise die folgenden Handlungsfelder:

- Öffnung und Sensibilisierung der Kultureinrichtungen
- Verbesserung des Zugangs von Migrantinnen und Migranten (Publikum)
- Förderung der Künstlerinnen und Künstler mit Migrationshintergrund
- Vernetzung der Akteure und Szenen
- Entwicklung von besonderen Veranstaltungsformaten
- Öffentlichkeitsarbeit
- Migration Mainstreaming einfordern.³

Es sind keine konkreten Maßnahmen für Kultureinrichtungen festgelegt worden, die Entwicklung lag und liegt bei den einzelnen Institutionen.

¹ www.mannheim.de/sites/default/files/page/328/hika.pdf

² www.mannheim.de/sites/default/files/page/328/hika.pdf

³ Ebd.

Bei der Berichterstattung über die eigene Arbeit (z. B. im Kulturbericht) werden Kultureinrichtungen explizit gebeten, über Maßnahmen und Ergebnisse ihrer interkulturellen Kulturarbeit zu referieren. Die Ergebnisse divergieren sehr, von einheitlichen Maßstäben ganz zu schweigen. Das Kulturred selbst berichtet gezielt über seine Aktivitäten in dem Feld. Schlussendlich ist festzuhalten, dass sich das Konzept wenig auf die Programmwirklichkeit auswirkt. Zudem ist es nur vereinzelt in weiteren strategischen Papieren der Stadt Mannheim aufgenommen worden.

Das Bewusstsein für die Fragestellung interkultureller Kulturarbeit wurde zwar geschärft, dies aber nur punktuell. Die Umsetzung in die Realität ist stark abhängig von den Leitungen der Einrichtungen. Die Programmarbeit des Kulturred hat das Handlungskonzept stark geprägt, auch das Programm einzelner Einrichtungen. Deutschlandweit wurde das Konzept als „Initialzündung“ gesehen und in vielen Foren kommuniziert und publiziert.

Als Zwischenresümee kann festgehalten werden, dass das Handlungskonzept ein sinnvolles Instrument zur Standortbestimmung und zur Ermittlung des weiteren Qualifizierungsbedarfes ist. Es fehlen allerdings bisher Indikatoren zur Messung der Wirksamkeit interkultureller Kulturarbeit.

Im Zuge der Verwaltungsmodernisierung (Change²: 2008 bis 2013) hat die Stadt Mannheim ein neues Konzept auf den Weg gebracht, dessen Kern sieben strategische Ziele sind. Urbanität stärken, Talente fördern, Unternehmen gewinnen, Toleranz leben, Bildungsgerechtigkeit erhöhen, Kreativität stärken, Engagement unterstützen⁴. Insbesondere das Ziel Toleranz leben hat eine enge Verbindung zur interkulturellen Kulturarbeit. Diese strategischen Ziele sind für die gesamte Stadtverwaltung verpflichtend. Die Ziele sind verknüpft mit Management- und Leistungszielen in den einzelnen Organisationseinheiten, mit Kennzahlen und dem gesamten Haushalt. Damit erhalten die Ziele - also auch Toleranz leben - eine große Verbindlichkeit, der sich keine Organisationseinheit entziehen kann.

Der Kulturbericht sollen von nun an auf der Folie der 7 strategischen Ziele mit Kennzahlen dargestellt werden. Dieser Modernisierungsprozess wird für die Stadtverwaltung und auch für den Kulturbereich als Chance gesehen.

Frau Schirra stellte ihre Thesen im Zusammenhang mit ihren Erfahrungen mit dem Handlungskonzept vor:

- kein Automatismus zwischen Konzept (Theorie) und verändertem Programmangebot (Praxis)

⁴ www.mannheim.de/sites/default/files/page/369/change_fotoansicht.pdf

- Auswirkungen betreffen alle Bereiche: Programminhalte, Öffentlichkeitsarbeit, Zielgruppenansprache, Personal in den Kultureinrichtungen (höhere Glaubwürdigkeit durch Menschen mit Migrationsbiografien)
- Um Wirkung zu entfalten, müssen Handlungskonzepte integrierte Bestandteile der jeweiligen Gesamtstrategie der Organisation sein
- Handlungskonzepte sind zu überprüfen und fortzuschreiben – Realitäten ändern sich
- Über die Ergebnisse der Arbeit ist regelmäßig öffentlich zu berichten
- Die Mitarbeiterschaft und die Führung müssen dafür qualifiziert werden.⁵

Die Wirksamkeit der Handlungskonzepte hängt in hohem Maße mit der Überzeugungskraft und dem Nachdruck der Stadtspitze, der Einrichtungsleitung sowie der Politik zusammen.

Um das Handlungskonzept zu überprüfen und weiterzuentwickeln, lud Frau Schirra zum 5. Bundesfachkongress Interkultur am 06.-08.10.2014 in Mannheim ein.

Nach der Vorstellung und gemeinsamen Diskussion wurden Punkte gesammelt, die zu einer Verbesserung des Arbeitsbereichs Interkultur beitragen könnten:

- Personal und Zeitressourcen
- Qualifizierung (für das ganze Haus)
- Audience Development (Partizipation der Bevölkerung)
- Prozessbegleitung von außen
- Interkulturalität sollte zur Normalität werden (mit professioneller Unterstützung)
- Bewusste Schwerpunktsetzung
- Verwaltung/ Beiräte/ Jurymitglieder mit internationalen Wurzeln
- Reflexion des kulturpolitischen Verständnisses.

Als Fazit stellten die Teilnehmenden fest, dass weniger der Bedarf nach Handlungskonzepten – deren Wichtigkeit nicht angezweifelt wird – sondern eher praktische Fragen, die Vermittlung sowie innovative Formen der Beteiligung und eine professionelle Prozessbegleitung von Bedeutung sind.

Arbeitsgruppe 3: „Interkulturalität und Kulturelle Bildung“ am Beispiel des Projektes „WeltKultur“ des Badischen Landesmuseums Karlsruhe

Mit: Rita Szlauzys-Mann, Doris Moyrer, Badisches Landesmuseum Karlsruhe und Dr. Sandra Kostner, Pädagogische Hochschule Schwäbisch Gmünd

⁵ Handout Frau Schirra

Die Vertreterinnen des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, Rita Szlauzys-Mann und Doris Moyrer, stellten zu Beginn der Arbeitsrunde das Projekt „WeltKultur“ vor. Der Titel der Ausstellung, die seit Juni 2013 im Badischen Landesmuseum zu sehen ist, geht ganz bewusst über die Perspektive des Multikulturalismus hinaus. „Die Kulturen begegnen dem Fremden und wandeln es in etwas Eigenes“ so Rita Szlauzys-Mann. Dadurch entstehe etwas kulturell Hybrides.

Teil der Ausstellung „WeltKultur“ ist eine Wand mit dem Titel „Weltenbürger“, an welcher anhand jeweils eines Gegenstands fünf Familien und Individuen mit unterschiedlichem kulturellen Hintergrund ihre (Zuwanderungs-)Geschichte in Karlsruhe erzählen. Die Auswahl dieser Karlsruher Familien und Individuen hat das Badische Landesmuseum der Regisseurin Ana Rios Garcia überlassen. Die gebürtige Spanierin ist in der Stadt sehr gut mit den migrantischen Communities vernetzt.

Zusammen mit dem Büro für Integration bietet das Landesmuseum zwölf Mal im Jahr Führungen in verschiedenen Sprachen für migrantische Gruppen an. Leider erzeugten diese Führungen bislang keine konkret nachvollziehbaren Synergieeffekte. Die migrantischen Gruppen besuchten das Museum bisher kein zweites Mal. Der Zugang zu migrantischen Gruppen stellt für viele der anwesenden kulturellen Einrichtungen ein schwer überwindbares Hindernis dar. Daraufhin diskutierte man im Plenum, warum dies ein Hindernis darstellt.

Ein Vertreter der Akademie Schloss Solitude erzählte von den positiven Erfahrungen, welche die Einrichtung mit Jugendlichen mit Migrationshintergrund im Rahmen des Internationalen Musiktheaterprojektes „Babel“ sammelte. Innerhalb dieses Musikprojekts haben junge Sängerinnen und Sänger von der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Stuttgart Lieder in 18 verschiedenen Sprachen einstudiert. Dabei wurden sie von „Muttersprachlern“ mit Migrationshintergrund unterstützt. Dies waren Jugendliche, die die Akademie über Anzeigen in Zeitungen, Migrantenorganisationen, dem Social Network im Internet usw. akquiriert hat.

Ein positives Beispiel für die Zusammenarbeit mit Migrantenorganisationen bietet in Stuttgart das Theaterhaus. Regelmäßig gibt das Haus Migrantenorganisationen und Initiativen die Möglichkeit, ihre Produktionen im Theaterhaus zu präsentieren. Darüber hinaus gehört das Theaterhaus zu den sechs Stuttgarter Theatern, die zusammen mit dem Forum der Kulturen einen regelmäßigen Arbeitskreis ins Leben gerufen haben. Dabei geht es um Themen wie interkulturelle Öffnung der Häuser, interkulturelle Programmgestaltung und Vernetzung mit Migrantenorganisationen.

Die Zusammenarbeit mit Migrantenorganisationen erfordert oft auch ein Umdenken der bisherigen Arbeit. Hemmschwellen und Barrieren sollten abgebaut und Zugänge für Migrantenorgani-

sationen vereinfacht werden. Dazu gehört auch, „die Türen des Hauses“ aufzumachen, Räume sowie Infrastruktur zur Verfügung zu stellen. Soziokulturelle Zentren können das häufiger und einfacher bewerkstelligen als große Einrichtungen der Hochkultur.

Jugendliche mit Migrationshintergrund haben oft einen ganz anderen Bezug zu Migration und Integration. Sie möchten nicht stigmatisiert werden. Bei ihnen liegt überwiegend kulturelle Hybridität vor, während viele Projekte einen kulturell nationalen Ansatzpunkt haben und an der Selbstpositionierung und an den Bedürfnissen der Jugendliche vorbeigehen. Wenn Jugendliche unterschiedlicher Herkunft gemeinsam ein Projekt auf die Beine stellen, sollte es auch nicht „Integrationsprojekt“ heißen. Der Zugang zu Jugendlichen geschieht in der Regel über Schulen und Kindergärten. Diese sind aber oft nicht in der Lage, außerschulische Kooperationen mit Kultureinrichtungen einzugehen, so dass hier keine Zusammenarbeit erfolgen kann. Es ist notwendig, dass die Politik entsprechende Rahmenbedingungen schafft, die solche Kooperationen ermöglichen. Hierzu gehört auch die Frage der Finanzierung, so sollte der Stundensatz für Personal höher als 7 Euro pro Stunde sein (z. B. für Jugendbegleiter).

Konkrete Forderungen an das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg und das Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg:

- Grundfinanzierung für bereits existierende kulturelle Einrichtungen
- Umdenken bei Finanzierung von Projekten (weg von der zeitlich begrenzten Finanzierung, Stichwort „Projektitis“)
- Initiierung von Einrichtung einer Schnittstelle zwischen dem Kultusministerium und den Kultureinrichtungen
- Wiedereinführung des Musik- und Kunstunterrichts an allen Schulen.

Arbeitsgruppe 4: Klischees in der Programmgestaltung - Spannungsfeld zwischen kulturellem Erbe der Migrantinnen und Migranten und Transkulturalität

Mit: Jagoda Marinic, Interkulturelles Zentrum in Gründung Heidelberg

In der Arbeitsgruppe wurden Schwierigkeiten in der Programmgestaltung von Kultureinrichtungen diskutiert: welches Bild von Migration vermittelt man mit eigener Arbeit nach außen, wie reagiert die Öffentlichkeit auf welche Bilder, wie reagiert die Politik? Was hat Interkultur mit sozialen Fragen zu tun? Welches Verständnis von Klischees besteht in der Programmgestaltung und wie geht man damit um? Wie geht man mit Migrantenkulturvereinen, Folklore und der Frage von Ethnie um?

Zu Beginn stellte Jagoda Marinic drei Projektbeispiele kurz vor, welche die Frage von Klischees und den Umgang mit ihnen zur Diskussion brachten. Darüber hinaus wurden Unterschiede und Gemeinsamkeiten sowie die Frage ethnischer Herkunft diskutiert: Welche Schwierigkeiten hat man diesbezüglich in der Programmgestaltung? Geht es darum, Gemeinsamkeiten zu suchen und nicht die ethnische Herkunft hervorzuheben? Kann man die Unterschiede einfach wegleugnen?

Festgestellt wurde, dass es notwendig ist, diesen Spagat zu bewältigen und einen Weg zu finden, Menschen als Menschen zu behandeln, aber gleichzeitig auch ihre Ethnie nicht wegzudenken, da diese vorhanden ist. Wir haben sowohl etwas Verbindendes als auch etwas Trennendes, was nicht zu leugnen ist. Gleichzeitig ist zu bedenken, dass z. B. ein Theaterstück, geschrieben von einer Autorin oder einem Autor mit türkischem Migrationshintergrund, nicht alle Türcinnen und Türken ansprechen muss, genauso wie es umgekehrt auch mit deutschen Autorinnen und Autoren und ihrem Publikum nicht der Fall ist (unterschiedliche Milieus sollte man im Kopf haben). Wichtig ist es zu wissen, dass in einer Einwanderungsgesellschaft Dinge parallel laufen können, auch in Bezug auf die Bevölkerungsentwicklung, und dass es nicht um das Ankommen, sondern um das „Da sein“ geht.

Kontrovers wurde das Thema Klischee diskutiert, genauer die Fragen was zum Klischee gehört, womit man es bedient und welche unterschiedlichen Einstellungen es dazu gibt. Festgestellt wurde, dass eine gewisse Angst vorhanden ist, bei der Programmgestaltung Klischees zu bedienen, doch damit kommt man nicht weiter. Es ist wichtig, Erfahrungen zu machen und aus diesen etwas zu lernen, so dass in gewisser Zeit etwas Neues entstehen kann.

Genauso schwierig bzw. klischeehaft ist der Begriff *Interkultur* geworden. Die Erfahrung zeigt, dass er in der Öffentlichkeit zu Ablehnung führt, da er bereits mit bestimmten Themen behaftet ist, die als klischeehaft wahrgenommen werden. Doch ganz zu vermeiden ist er auch nicht, vor allem im Hinblick auf die Kultur- und Förderpolitik, da sonst die Gefahr besteht, dass die ganze Thematik untergeht.

Ein großer Teil der Diskussion befasste sich mit Antragsschwierigkeiten, da die meisten Einrichtungen ihre Arbeit mit Projekten finanzieren. In diese Richtung gingen auch die Forderungen zum Schluss der Runde:

- Es ist ein gewisser Frust darüber vorhanden, dass man sich bei der Antragsstellung immer „verbiegen“ und anpassen muss, sich immer wieder neu erfinden muss, um gefördert zu werden.
- Man hat keinen Überblick mehr über Fördertöpfe.
- Es werden Projekte durchgeführt, die letztendlich die Einrichtungen nicht verändern.
- Wünschenswert wäre eine Konzeptionsförderung von drei Jahren, wie es zurzeit Fonds Soziokultur anbietet.

- Ein Nachfolgefördertopf für gelungene Projekte oder für Projekte, die etwas anstoßen, wäre wünschenswert.
- Denkbar wäre eine freie Ausschreibung (10 % der Fördergelder für „freie Ideen“).
- Interkulturalität ist nicht gleichzusetzen mit Interethnie, es handelt sich vielmehr um verschiedene Lebensformen (Lebenskulturen).
- Bei Interkultur muss es nicht um soziale Fragen gehen und um die Erreichung von bildungsfernen Personen. Es darf auch „nur“ um das Künstlerische gehen.

Podiumsdiskussion mit den Leitenden der Arbeitsgruppen

Nach der Begrüßung und Einführung von Gabriela Schmitt stellten die Leitenden der Arbeitsgruppen zunächst kurz die erlangten Ergebnisse vor:

Rolf Graser, Forum der Kulturen Stuttgart e.V.:

Die Arbeitsgruppe hat anhand des Beispiels des Theaterfestivals „Made in Germany“ den Prozess der interkulturellen Öffnung und Partizipation besprochen. Eingegangen wurde dabei vor allem auf die Thematik, dass es bei der „Interkulturalität des Programms“ sehr stark auch darauf ankomme, wie die Programmauswahl aussieht, inwieweit die Menschen für die ein Programm gemacht wird, auch in die Programmauswahl einbezogen werden. Eine umfassende Partizipation, gerade in der Planungsphase, ist hier erforderlich. Deswegen wurde das diesjährige Festivalprogramm auch von einer Bürgerjury ausgewählt. Als ein weiteres Beispiel für Partizipation wurde die Reihe „Made in Stuttgart“ diskutiert: es handelte sich um drei Kulturwochenenden, die auch in den Stuttgarter Theatern stattgefunden haben, mit dem Ziel, die Reichhaltigkeit der migrantischen Kulturszene zu zeigen. Das Programm dieser Reihe wurde ausschließlich von migrantischen Vereinen und Künstlerinnen und Künstlern zusammengestellt.

Jagoda Marinic, Interkulturelles Zentrum in Gründung Heidelberg:

In der Arbeitsgruppe wurde über Klischees in der Programmgestaltung gesprochen. Auch die Frage, wie viele Kulturen man in der Programmarbeit präsentiert, wurde diskutiert. Ist die Tatsache, dass wir etwas als Klischee oder Reproduktion von Klischees erachten, tatsächlich die Reproduktion von Klischees oder unsere Angst davor, bestimmte Kulturen in den Mittelpunkt zu stellen? Auch über die Thematik, was man von der Kulturpolitik erwarten kann, wurde gesprochen. Dabei wurde die Frage in den Raum gestellt, ob man nicht durch die ständige Stellung von Anträgen für Projekte gezwungen wird, Klischees anzuwenden und damit mehr Schaden zufügt, als etwas zu erreichen. Zuletzt ging es in der Arbeitsgruppe noch um die finanzielle Unterstützung von Projekten. Wäre es nicht sinnvoller, Fonds für nachhaltigere und längerfristige Projekte einzurichten, sodass nicht alle paar Monate oder Jahre neue Anträge für Projekte gestellt werden müssen?

Dr. Sandra Kostner, Pädagogische Hochschule Schwäbisch Gmünd:

Rita Szlauzys-Mann und Doris Moyrer vom Badischen Landesmuseum in Karlsruhe haben das Projekt „WeltKultur“ erläutert. Dabei handelt es sich einerseits um eine fest integrierte Ausstellung, in welcher Kultur nicht in Abgrenzung zu etwas Anderem dargestellt wird, sondern im Gegenteil die Gemeinsamkeiten hervorgehoben werden. Zum anderen werden drei Begleitprojekte verwirklicht, bei denen die Geschichte Einzelner im Museum eine Rolle spielen soll. Hierbei wurde der Anspruch formuliert, Migrantinnen und Migranten als Zielgruppe anzusprechen. Dieser Anspruch konnte allerdings in der Praxis noch nicht zufriedenstellend realisiert werden, was sicher damit zusammenhängt, dass solche Projekte noch relativ neu sind und daher ihre Zeit brauchen, um sich erfolgreich zu etablieren.

Sabine Schirra, Kulturstadtrat Mannheim:

In der Arbeitsgruppe über die Auswirkung kommunaler Handlungskonzepte berichtete Sabine Schirra zunächst, wie in Mannheim mit diesen Handlungskonzepten umgegangen wird und was deren Auswirkungen waren.

Die interkulturelle Kulturarbeit ist in Mannheim seit 20 Jahren fest verankert und nimmt ein Teil der personellen und finanziellen Ressourcen in Anspruch.

Die zentrale Frage innerhalb der Arbeitsgruppe lautete: Inwieweit können solche theoretischen Konstrukte die Wirklichkeit befördern? Sabine Schirra zieht aus ihren eigenen Erfahrungen heraus das Fazit, dass dies nur in begrenztem Rahmen möglich ist. Es ist nur dort möglich, wo die Entscheidungskompetenz im eigenen Haus liegt, wo die Thematik ein Teil der Gesamtstrategie der Stadtverwaltung ist und wo die Stadtspitze das auch einfordert und für das Thema sensibilisiert und qualifiziert ist.

Das „Handlungskonzept Interkulturelle Kulturarbeit“ hatte in Mannheim vor allem Auswirkungen auf die praktische Arbeit des Kulturstadtrates. Nur in geringem Maße Auswirkung hatte es dagegen auf kommunale Leitlinien und auf die Programmwirklichkeit in kulturellen Einrichtungen. Mittlerweile wurde in Mannheim durch die Festsetzung strategischer Ziele jedoch eine Stufe erreicht, auf der das Thema Interkultur mit einer stärkeren Verbindlichkeit angegangen werden kann.

In der darauffolgenden Diskussion schilderte Sabine Schirra folgende Problematik im Kulturstadtrat Mannheim: Die Aufforderung, im Kulturbericht auch über das Thema Interkulturelle Kulturarbeit zu berichten, hätten nur wenige wahrgenommen und das in unterschiedlicher Qualität. Für diejenigen, die nichts dazu beigetragen haben oder mit keinem Wort auf die Thematik zu sprechen gekommen sind, hätte es keine Folgen gegeben. Hier müsse die Verwaltungsspitze mehr eingreifen, um die Sache auf den Weg zu bringen.

Gabriela Schmitt merkte weiter an, dass in der 1. Arbeitsgruppe zum Thema Partizipation mehrmals der Begriff der „Joghurtfabrik“ gefallen sei. Daraufhin erläuterte Rolf Graser, dass dieser in Zusammenhang mit der Diskussion um die Partizipation im Programm eingebracht worden wäre. Es ging dabei vor allem um die Frage, wie diese Partizipation aussehen müsste,

um die Realität unserer Einwanderungsgesellschaft widerzuspiegeln. Es erfordere in jedem Fall viel Zeit und auch gewisse Strukturen. Dies könnte zum Beispiel durch ein „Haus der Kulturen“ oder eine „Werkstatt der Kulturen“ angegangen werden, in dem sich die verschiedenen Kulturen in einem langen Prozess annähern und schließlich miteinander verbinden, wie in Chris Torch' Beispiel von der Verbindung der Bakterien im Joghurt. Zudem sei in der Gruppe stark über Machtfragen diskutiert worden: Wer bestimmt über das Programm? Wer bestimmt, was Qualität ist? Inwieweit sind die Leitungen der kulturellen Einrichtungen bereit, Entscheidungen auch an andere abzugeben?

Gabriela Schmitt fragte Sandra Kostner zudem nach der Formulierung, dass wir uns auf einem „sinkenden Schiff“ befinden würden, welche in ihrer Gruppe gefallen ist. Sandra Kostner erklärte daraufhin, dass ein Diskutierender die Meinung vertreten hätte, dass wir in Deutschland mit unseren Vorstellungen von kulturellen Einrichtungen immer weniger junge Menschen erreichen würden, da diese sich – unabhängig von einem eventuell vorhandenen Migrationshintergrund - immer mehr in virtuellen Welten aufhalten würden. Diese Meinung wurde in der Gruppe allerdings nicht von allen geteilt und teilweise bezweifelt. Auch Sandra Kostner vertrat die Meinung, dass beides nebeneinander bestehen könne und es mit der Zeit sicher immer mehr Wechselwirkungen der realen und virtuellen Welt im Bereich der Kultur geben werde.

In der 3. Arbeitsgruppe zur Interkulturalität und kulturellen Bildung wäre zudem noch die Frage nach der langfristigen Bindung von spezifischen Zielgruppen an die jeweiligen kulturellen Einrichtungen aufgekommen. Hierbei verhalte es sich zum einen so, dass z. B. migrantische Gruppen für ein Projekt gewonnen werden könnten, diese würden aber danach die kulturelle Einrichtung für das sonstige Programm nicht unbedingt aufsuchen. Zum anderen wäre es in der kurzen Dauer eines Projektes kaum möglich, neue Zielgruppen effektiv zu erschließen.

Jagoda Marinic merkte an, dass ihr zu wenig Neues in Bezug auf die interkulturelle Öffnung im Programm passieren würde. Sie habe das Gefühl, dass meistens nur versucht werde, das schon Bestehende ein wenig anzupassen. Frau Marinic forderte mehr neue Ideen und eine Neugierde auf die verschiedenen Einflüsse innerhalb unserer Gesellschaft und daraus resultierend schließlich die Lust, etwas Neues zu riskieren. Zudem dürfe Ihrer Meinung nach auch nichts aufgezwungen werden. Wenn die speziellen Angebote für Migrantinnen und Migranten nicht angenommen würden, dann solle man es erst mal anders versuchen, bis sich eine Entwicklung zeige.

An dieser Stelle legte Sabine Schirra ein Veto ein, und berichtete von einem innovativen Jugendprojekt in Mannheim, bei dessen Auswertung sich gezeigt hätte, dass die Erwartungen von Seiten des Kulturamtes völlig andere gewesen wären, als die der migrantischen und künstlerischen Gemeinschaften. Das „Neue“ wäre demnach nur sehr begrenzt angenommen worden. Trotzdem würde sie diese Forderung nach Innovation unterstützen, man müsse nur genau schauen, was die jeweiligen Erwartungen und Bedürfnisse wären.

Rolf Graser brachte die Bemerkung Chris Torch' innerhalb der Arbeitsgruppe ein, dass Qualität oft nach sehr unterschiedlichen Maßstäben bewertet würde. Zum einen herrschen vielfach im-

mer noch tradierte bildungsbürgerliche Wertemuster vor, zum ändern sei Qualität oft auch eine Frage unterschiedlicher Ressourcen. Denn rein spielerisch seien viele migrantische Gruppen oft sehr gut, aber es mangle häufig an technischen Ressourcen und organisatorischem Know-how. Hierfür wären die heute schon oft diskutierten „Ressource houses“ ein guter Anfang, um diesen Gruppen die benötigten Ressourcen und Wissen bereitzustellen. Nur dann könne von gleichen Ausgangsbedingungen gesprochen werden und Leistungen verglichen werden.

Sandra Kostner brachte das Thema Besucherforschung in die Diskussion ein, indem sie anmerkte, dass die meisten kulturellen Einrichtungen in dieser Hinsicht noch nicht sehr weit wären. Dabei sei es wichtig zu wissen, was die einzelnen Publika interessiere.

Zudem würde ihr zu viel über den Migrationshintergrund von Menschen gesprochen werden und dabei außer Acht gelassen, dass es überwiegend soziale Zugangsbarrieren und der Bildungsgrad ist, die bestimmen, ob das kulturelle Angebot angenommen wird. Zusätzlich müsse man mehr auf die tatsächliche Lebenswelt von Menschen mit Migrationshintergrund eingehen, da diese oft seit mehreren Generationen in Deutschland leben und somit schon mehr von unserer Kultur geprägt sind, als von der im jeweiligen Herkunftsland. Hier könne man gut auf die Gemeinsamkeiten der Lebenswelt in der deutschen Gesellschaft eingehen und somit ein Miteinander schaffen.

Auf die Frage Gabriela Schmitts hin, wie man denn die Lust auf Neues in der interkulturellen Kulturarbeit fördern könne, fand es Sandra Kostner vor allem wichtig, aus den eigenen Strukturen und Räumen heraus zu kommen, um den Kopf frei zu bekommen für neue und andere Dinge. Auch hierfür wären die „Ressource houses“ wiederum eine gute Lösung.

Jagoda Marinic merkte weiter an, dass sie die finanziellen Mittel, die in Bedarfsanalysen fließen, lieber für konkrete Aktionen einsetzen würde, da auch diese den Bedarf aus der Praxis aufzeigen. Ihr fehle bei dieser analytischen Herangehensweise die Begegnung mit den Menschen, welche enorm wichtig sei.

Rolf Graser erwähnte zudem den Erfolgsdruck, der oft auf Projekten lasten würde. Denn nur durch einen positiven Bericht werden neue finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt. Dabei sei es doch auch wichtig, Fehler zu machen, da durch diese oft die innovativeren Ergebnisse erzielt werden würden.

Zum Ende der Podiumsrunde betonte Sabine Schirra die Bedeutung von interkultureller Qualifikation in der interkulturellen Kulturarbeit. Sie gab vor allem dem Land die Handlungsempfehlung, die Kulturschaffenden auf breiter Ebene in der Thematik zu schulen.

Die Dokumentation der Landesfachtagung Interkulturelle Kulturarbeit am 07.11.2013 wurde vom Forum der Kulturen Stuttgart e. V. im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg im März 2014 fertig gestellt.